

Publiziert in englischer Sprache
unter
[http://www.univie.ac.at/
spacesofidentity/_Vol_4_2/HTML/
kershaw_virag.html](http://www.univie.ac.at/spacesofidentity/_Vol_4_2/HTML/kershaw_virag.html)

Dieser Beitrag wurde in englischer
Sprache präsentiert im Panel IV
Migrant and Refugee Networks am
11.12.2003.

1. Oktober 2003
Edmonton, Alberta

Liebe Karen,

so eine Aufregung gestern! Ich nahm die feine Mappe meines Großvaters mit zu Szidonia und Gabor – vielleicht kannst Du Dich daran erinnern? Der umfangreiche Band mit 59 sehr elegant gebundenen Fotos wurde im Jahre 1940 zusammengestellt. Die Fotos sind Aufnahmen jener Budapester Gebäude, die mein Großvater in seiner frühen Berufszeit als Architekt entworfen hatte. Ein kleines Namensschild im Umschlag verrät, dass das Werk von der Cousine meiner Großmutter, der ungarischstämmigen Amerikanerin Elisabeth Kner stammt, die eine angesehene Buchbinderin war.

Wir hatten uns getroffen, um die Weiterarbeit an der Übersetzung der Briefe meines Vaters zu besprechen, und Szidonia und Gabor hatten ihr Interesse an der Mappe bekundet. Als Szidonia die Fotos betrachtete, erstarrte sie plötzlich – und platzte dann mit ihrer Entdeckung förmlich heraus: Sie hatte nämlich die meiste Zeit ihres Lebens in jenem Haus verbracht, in dem sie auch aufgewachsen war – und das hatte mein Großvater entworfen! Als Idee klingt das ja geradezu unwahrscheinlich, und die Wahrscheinlichkeit ist auch sehr gering, denn wie groß war denn schon die Chance, dass Szidonia, eine Fremde, die ich ein paar Monate vorher erst kennen gelernt hatte, und ich uns jemals treffen würden, und darüber hinaus noch eine familiäre Verbindung entdecken würden, die uns nun irgendwie verbindet?

All dies erinnert mich an unsere häufigen Diskussionen zum Thema Identität. Was also ist Identität? Warum plage ich mich so damit, meine zu klären, oder vielmehr: zu erklären, warum tue ich das nur? Geht es bei der Identität denn wirklich um jahrhundertalte Abstammung und die »Stimme des Blutes«? Warum sprechen wir von Linien und Linearität, wenn sich doch die normale Welt auf der Basis von Vernetzungen und Verästelungen konstituiert, also mehr auf Netzwerken als auf allem Anderen beruht?

Szidonias Entdeckung lenkte die Aufmerksamkeit auf ein kleines Fädchen im Netz, das schon längst vorhanden war. Nur dass es mir vorher nicht aufgefallen war. Damals, als ich einen Übersetzer für die Briefe suchte, die mein Vater mit seinen Eltern gewechselt hatte, wen habe ich gefunden? – jemanden, der sowieso schon mit mir in Verbindung stand! Und welcher Zufall, dass Du mich Szidonia vorgestellt hast – und dass dann auch noch Dein Familienname in einem der Briefe aufscheinen sollte!

Wenn wir uns nun diese Briefe gemeinsam vergegenwärtigen, könnte es vielleicht eine Hilfe sein, wenn ich Dir die Geschichte meines Vaters noch einmal erzählen würde, zumindest jenen Teil mit dem entscheidenden Moment, in dem er buchstäblich seine Identität preisgab. Wie du weißt, wurde mein Vater Endre Kirschner, genannt Bandi, 1921 in Budapest geboren. Und obwohl er jüdischer Abstammung war, folgten seine Eltern der üblichen Praxis und ließen ihn taufen. Katholisch, was ganz offenbar sehr zum Mißvergnügen seines Großvaters mütterlicherseits geschah. Mit 17 war mein Großvater vielseitig gebildet, sprach drei Sprachen, war athletisch, selbstsicher, unabhängig und ehrgeizig – ganz, wie es seiner Herkunft aus der wohlbehüteten Oberschicht entsprach. Als dann die Nazis in Österreich einmarschierten, wurden sich meine Großeltern der Bedrohung bewusst, und sie schickten ihn nach Torquay in England, damit er dort seine Ausbildung vervollkommen könnte. Als dann der Krieg ausbrach, wurde er wie Tausende anderer Europäer, die in Großbritannien lebten, als »Friendly Enemy Alien«, also als wohlgesinnter Ausländer aus einem feindlichen Land, bezeichnet. Seine ungarische Staatsbürgerschaft bewahrte ihn zwar vor der Internierung, unter der die Deutschen zu leiden hatten, aber er durfte sich nicht für den Militärdienst melden. Stattdessen durfte er einer unbewaffneten Einheit beitreten, die *Pionierkorps* genannt wurde.

Die *Pioniere* zogen viele junge Männer an, die wie mein Vater aus Ost- und Zentraleuropa stammten und die es alle nicht erwarten konnten, die Welt von Hitler zu befreien, denen aber das Kämpfen verweigert wurde. Mit der Zeit erkannte der britische Admiral Mountbatten den Vorteil, den diese Menschen im Kriegsverlauf bedeuten könnten, und er gestattete ihnen, den

britischen Kommandoeinheiten beizutreten, die verdeckte Aktivitäten gegen die Nazis auf dem Kontinent ausführten.

Und so kam es, dass mein Vater an einem Frühlingstag des Jahres 1942 seine wahre Identität als Endre Kirschner, Jude aus Budapest in Ungarn, abstreifte und zu Andrew Kershaw, britischer Staatsbürger und Mitglied der anglikanischen Kirche, eines Armeekommandos sowie Mitglied der X-Truppe wurde. Eine Stunde hatte man ihm Zeit gelassen, um sich einen englisch klingenden Namen auszusuchen, und man hatte ihn davor gewarnt, sich jemals wieder bei seinem Geburtsnamen zu nennen. Er musste eine eigenständige neue Familiengeschichte erfinden und sämtliche Besitztümer, die geeignet gewesen wären, die Wahrheit ans Licht zu bringen, verbrennen.

Im jungen Leben meines Vaters muss es ein ebenso faszinierender wie auch erschreckender Moment gewesen sein, in dem er seine gesamte Vergangenheit preisgab: Hier, das bin ich, Endre Kirschner. Du hast eine Stunde Zeit, um einen neuen Namen zu finden. Grapsch dir draußen ein paar Telefonbücher, um eine Vorstellung zu bekommen, und dann komm wieder rein. Der Kapitän, unser Kommandant, hat mir gesagt, dass ich in 24 Stunden eine neue Lebensgeschichte erfinden solle. Eine echte Fiktion. Ich bin jetzt 21 Jahre alt – und morgen werde ich sein, als wäre ich neugeboren.

Infolge eines ausgeklügelten Systems von falschen Angaben konnten mein Vater und seine Eltern während des gesamten Krieges Briefe austauschen. Bis vor kurzem hatte ich keine Ahnung vom Inhalt dieser Briefe. Ich malte mir großartige Entdeckungen aus: über Familienmitglieder, über meinen Vater und auch darüber, woher er kam. Aber nach dem, was Du, Szidonia und Gabor mir erzählen, sind diese Briefe bemerkenswert unspektakulär.

Darum frage ich mich jetzt, was ich denn in Wahrheit erwartet habe?

Wenn ich mir die Geschichte meines Vaters anschau, wie sie hier in den Briefen dargestellt wird, dann sehe ich Netzwerke, die vorher für mich unsichtbar waren. Das international funktionierende System der Unterstützung durch Freunde und Verwandte, das ihn fern der Heimat erhielt. Ein anderes Netzwerk, das meinen Großeltern half, nach dem Krieg zu überleben und das Schlimmste der kommunistischen Ära zu überstehen. Überreste dieses Netzes machen sich regelmäßig in Nordamerika bemerkbar. Vor ein paar Jahren rief eines schönen Tages ein Fremder bei meiner Schwester in Vancouver an und stellte sich als unser Cousin vor. Er wollte ihr mitteilen, dass seine Familie kürzlich in dieselbe Stadt gezogen sei. Als sie mich anrief, schallte es mir aus dem Hörer entgegen: »Wir haben einen neuen Cousin, einen Cousin namens Eric!« Aber, mal ganz ehrlich, was bedeutet dieser Eric für mich? Ein neues, völlig unerwartetes Überbleibsel dieses Netzes, neu entdeckt – und auch erneut zu entdecken, wenn ich mich dafür entscheiden sollte. Ist er eine verwandte Seele, nur weil wir blutsverwandt sind? Nachdem ich ihn kennengelernt hatte, dachte ich, dass ich eher in Szidonia eine wesensverwandte Seele gefunden habe, zu der ich zwar keine physische, aber eine psychische Verbindung habe.

Langsam beginne ich zu verstehen, was ich mir von den Briefen erwarte. Ich erhoffe mir, dass sie mir dabei helfen, ein Gefühl, eine Art von Verbindung zu den Autoren zu bekommen. Wird aus den Briefen die Identität meiner Großmutter hervortreten? Und wird sie sich als verwandte Seele herausstellen?

Lest weiter, Karen und Szidonia! Ich bin neugierig darauf, mehr zu erfahren!

Juliet

1 Flecker, James Elroy: To a Poet One
Thousand Years Hence. In: Charles-
worth, Roberta A./Lee, Dennis (Hg.):
An Anthology of Verse. Toronto,
Ontario: Oxford UP 1964.

2 Kressmann Taylor, Katherine:
Address Unknown. New York: Simon
& Schuster 1938.

10. Oktober 2003
Edmonton

Liebe Juliet,

als ich begann, die Briefe zu lesen, hörte ich beständig die Worte eines Gedichts von einem längst vergessenen britischen Dichter, das *Für einen Poet, der tausend Jahre entfernt ist*, heißt.¹ Es ist als Brief formuliert, der an zukünftige »verwandte Seelen« adressiert ist, die er, der Poet, niemals treffen wird. Noch immer kann ich mich an die erste und letzte Strophe erinnern:

Der dieses alte Lied einst schrieb,
vor langer Zeit an anderm Ort,
als Botschaft schickt er euch dies Wort
das alles ist, was noch verblieb.

[I who am dead a thousand years,
And wrote this sweet archaic song,
Send you my words as messengers,
The way I shall not pass along.

Nie werden sich unsere Hände verbinden
nie werd ich euer Antlitz schau'n.
So schick mein Wort durch Zeit und Raum
ich, zu grüßen euch. Mög es euch finden!

Since I can never see your face,
And never take you by the hand,
I send my words through time and space
To greet you. You will understand.]

Ich konnte nicht anders, ich musste mir die Vorstellung von Worten, die durch Zeit und Raum fliegen, vergegenwärtigen, als ich die Briefe Deiner Familie las, und ich genoss die Gelegenheit, ein Teil der Welt Deines Vaters und Deiner Großeltern werden zu können – etwas, was sie natürlich nie hätten voraussehen können.

Wie Du weißt, beinhalten die Briefe – obwohl sehr viele von ihnen inmitten traumatischer Erlebnisse der Weltgeschichte geschrieben wurden – doch nur wenig Politisches, abgesehen von einigen bitteren Bemerkungen deines Großonkels Arthur über die Zwangsarbeit und seine Kritik an denen, die zwar das Wort Christi als Platitüde im Munde führen, aber die Ideale nicht durch praktische Taten verwirklichen. Das beständige Gespräch über das Wetter, die Gäste und die Oper schien eine vitale Funktion zu erfüllen, nämlich die Bewahrung eines Anscheins der Normalität inmitten der schrecklichsten Zeiten, insbesondere für Juden. Eine Passage aus einem Brief Deiner Großmutter an Deine Mutter, ihre englische Schwiegertochter, hat sich in mein Gedächtnis geprägt: »Mary«, so fragt sie, »kommen eigentlich Hüte bei Männern in London nun aus der Mode?« Und sie fährt fort damit zu erzählen, wie Hüte in Budapest langsam in Ungnade fallen. Sie hingegen hoffe, dass dies in England nicht der Fall sei!

Vielleicht ist es das, wozu wir Briefe brauchen – um uns zu erzählen, dass das tägliche Leben weitergeht, dass die Menschen Mode wahrnehmen und in die Oper gehen, dass es eine heile Zone unter der wahnsinnigen Oberfläche des Lebens gibt. Auf diese Art und Weise scheinen Briefe als eine Art Talisman zu fungieren, der den Tod des anderen verhindern soll.

Wie ich nun weiß, war einer der Gründe für das apolitische Wesen der Briefe die Notwendigkeit, Verschwiegenheit zu wahren, da stets die Möglichkeit bestand, dass die Nazis die Briefe abfangen würden. Briefe geben Intimität und eine direkte Verbindung vor, doch dies ist sehr oft nicht der Fall. Tatsächlich können Briefe wie Waffen sein, wie ich mich kürzlich vergewissern konnte, als ich ein interessantes kleines Buch durchlas, das von Katherine Kressman Taylor im Jahre 1938 unter dem Titel *Adressat unbekannt* veröffentlicht worden war.² Dabei handelt es sich um eine Art Novelle in Briefform. Es korrespondieren der Jude Max Eisenstein, der in den USA lebt, und seine deutscher Freund Martin Schulse aus München. Obwohl sie anfänglich Freunde sind, entwickelt sich Schulse zu einem Faschisten und verrät Eisensteins Schwester an die Nazis. Und anstatt mit seinem faschistischen Freund zu brechen, beginnt Eisenstein, Schulse mit Briefen und Telegrammen zu bombardieren, in denen er ihn rühmt, ein Freund der Juden zu sein und ihm regelmäßig von seinen nichtexistenten Geldanlagen berichtet, womit er auf das historische Vorurteil gegenüber Juden, sie seien habgierig und besitzsüchtig, anspielt und es auch bekräftigt. Trotz aller flehentlichen Bitten Schulses an Eisenstein, ihm nicht mehr zu schreiben – beide wissen, dass die Briefe von anderen gelesen werden – fährt Eisenstein mit seiner subversiven Kampagne fort. Schließlich kommt der letzte Brief an seinen Freund, der ihn betrogen hatte, zurück mit der Aufschrift »Adressat unbekannt«.

Briefe können eine private Sprache sprechen. Vielleicht existiert in diesen Briefen ein Subtext, den niemand von uns, nicht einmal der beste zweisprachige Übersetzer, verstehen könnte, weil es eben eine private und somit nun erloschene Sprache ist, eine Art Meta-Sprache, wenn Du so willst. Vielleicht bezeichnete diese unschuldige Bemerkung über Hüte am Ende

3 McLuhan, Herbert Marshall: *Understanding Media: the Extensions of Man*. New York: McGraw Hill 1964.

4 Zit. n. Simon, Sunka: *Mail Orders. The Fiction of Letters in Postmodern Culture*. Albany, New York: State Univ. of Albany Pr. 2002.

5 Hitchens, Christopher/Said, Edward (Hg.): *Blaming the Victims: Spurious Scholarship and the Palestinian Question*. London, New York: Verso 1988.

6 Hitchens, Christopher: *On Not Knowing the Half of It: Homage to Telegraphist Jacobs*. In: *Prepared for the Worst*. New York: Vintage/Ebory 1990.

etwas ganz anderes. Es gibt beispielsweise einen kurzen Brief Deines Vaters an Deine Großmutter, den er von einem Sommeraufenthalt in Österreich geschickt hat und in dem er davon berichtet, dass er in die Schule mit seinem »feher kuttal« gehe. Ich fragte Szidonia, was dieser Ausdruck bedeuten könne, und sie war verwirrt und schlug dann vor, dass es eine Art Spitzname für irgendetwas sein könnte, ein Witz, der nur innerhalb der Familie verständlich sei. Wir werden die Wahrheit wahrscheinlich nie erfahren.

Alleine in der Art, wie ein Brief zusammengefasst ist, an einem Teefleck am Rande, in der angeleckten Briefmarke zeugen Briefe von der physischen Abwesenheit eines Menschen; sie repräsentieren durch ihr physisches Sein, durch ihre Greifbarkeit einen anderen. Wir können das Papier, auf dem sie geschrieben sind, streicheln, und die Tinte riechen. Sicher ist Dir die Metaphorik aufgefallen, die darin liegt, wie die Qualität des Papiers vom feinen Velinpapier der Vorkriegsbriefe zum schäbigen, rauen Papier der späteren Jahre wechselt.

Es hat mich auch sehr erstaunt, dass die meisten Briefe mit der Schreibmaschine geschrieben waren. Dies machte die Lektüre für mich mit meinem Konversationsungarisch leichter, und es beeindruckte mich sehr, wie wenig Fehler darin waren. Stell Dir vor, inmitten des Krieges auf einer mechanischen Schreibmaschine ohne Korrekturfunktion zu schreiben und dabei zusammenhängende Briefe mit wenigen Tippfehlern zu produzieren. Mir wurde dies anderntags schlagartig bewusst, als ich Mrs. Botar besuchte. Kannst Du Dich an meine neunzigjährige ungarische Freundin erinnern, eine noch lebende Zeitgenossin Deiner Großeltern, die auch während des Krieges in Budapest war? Sie hatte soeben einen Brief von ihrer einundneunzigjährigen Freundin in Budapest erhalten, der den Briefen Deiner Großeltern frappierend ähnlich sah. Es war, als wäre er auf derselben Schreibmaschine getippt worden. Als ich ihn ihr laut vorlas, fielen mir Marshall McLuhans Worte dazu ein, wie der Rhythmus des Tippvorgangs kurze, präzise Sätze in der Form gesprochener Sätze begünstige. McLuhan sagte auch, dass das Buch eine Verlängerung des Auges sei und die elektrische Schalttechnik eine Verlängerung des zentralen Nervensystems, was sicherlich bedeuten würde, dass die Schreibmaschine die Verlängerung der Hand sei.³ Die Menschlichkeit in dieser Vorstellung gefällt mir.

Liebe Juliet, eigentlich war es ziemlich merkwürdig für mich, die Briefe Deiner Familie zu lesen – als ob ich insgeheim ein Gespräch belauschen würde. Denn schließlich waren sie ja nicht für einen Dritten gedacht, sondern für den Adressaten und den Schreiber, der ebenso sich selbst als auch seinem intendierten Empfänger schreibt. Briefe stehen zueinander in Verbindung, sie erwarten eine Antwort. Der amerikanische Autor John Barth schrieb, wir »kommunizieren, um zu verwandeln, jeder den anderen, von einem Anderen in eine Verlängerung unseres Selbsts«.⁴

Allerdings bin ich nicht die einzige ungeplante und unerwartete ZuhörerIn. Du hast ein Bündel von Briefen geerbt, die an andere Leute in einer Sprache, die Du nicht lesen konntest, geschrieben wurden. Du hast diese Briefe Übersetzern gegeben, die zwar in der Lage waren, sie zu lesen, aber die kein näheres Interesse an ihnen hatten. Ich befand mich in der Mitte, ich wollte sie lesen, aber hatte Schwierigkeiten bei der Lektüre, besonders mit der kultivierten Prosa und den schelmischen Späßen Arthurs. Und ist es nicht so, dass wir auf weitere interessante Verbindungen gestoßen sind? Szidonia wuchs nicht nur in einem Haus auf, das Dein Großvater gebaut hatte, sondern sie besuchte auch das College mit der Tochter eines Mannes, der in den Briefen genannt wird. Und selbst wenn die Virags, die Deine Großeltern mehrere Wochen versteckten, wahrscheinlich nicht mit mir verwandt sind, so bin ich doch froh, dass sie keine Faschisten waren.

Ebenso sonderbar kommt es mir vor, dass unsere Geschichten irgendwie ähnlich sind; beide sind wir Töchter einer nichtungarischen Mutter und eines ungarischen Vaters. Unsere Familien kommen sogar noch aus derselben Gegend in Ungarn, aus Erdély, das jetzt ein Teil von Rumänien ist. Dein Vater hatte eine geheim gehaltene Vergangenheit und mied sein Ungarntum, so dass dieser Aspekt seiner Identität für Dich bis in ein fortgeschrittenes Alter keine Bedeutung hatte, aber was bedeutet die Entdeckung Deiner jüdischen Herkunft? Hat es das Konzept Deines Selbsts verändert? Der britische Journalist Christopher Hitchens machte eine ähnliche Erfahrung – im Jahre 1988, kurz nachdem das pro-palästinische Buch, das er mit Edward Said herausgab, erschien, entdeckte er, dass seine Mutter Jüdin sei.⁵ Diese Entdeckung beschreibt er in einem Essay, der den Titel *Und das war noch nicht mal die Hälfte* trägt.⁶ Seine Entdeckung macht Spaß: Er evoziert die Namen dreier großer Gallionsfiguren der modernen, revolutionären Intelligenz – Marx, Freud und Einstein –, die zufällig alle Juden sind, und Hitchens, der nicht gerade für seine Zurückhaltung bekannt ist, zieht eine direkte Verbindungsli-

nie von den großartigen Juden der internationalen Tradition zu sich selbst. Dennoch, dieses Vorgehen birgt einige Gefahren. Hat Hitchens je einen jüdischen Witz erzählt, den er nicht erzählt hätte, wenn er um die Identität seiner Mutter gewusst hätte? Wie steht es mit seinem unverhohlenen geäußerten Atheismus? Schließlich und endlich macht sich Hitchens etwas zu eigen, das er als »jüdisches kollektives Gedächtnis« bezeichnet – das Wissen darum, dass stets das Schlimmste geschehen kann.

Und was bedeutet die ungarische Verbindung für Dich? Würdest Du Dich selbst als »ungarisch« bezeichnen? Auf der Grundlage des kanadischen multikulturellen Mosaikmodells ist das Verständnis vieler Kanadier ihrer Identität sehr dehnbar und im Flusse begriffen, manchmal jedoch auch sehr unsicher. Kanadier sind sehr zaghaft und verwenden viel Zeit darauf, sich zu fragen, als was sie sich selbst definieren sollen. Vielleicht ist gerade dieser stete Zwang zur Definition das, was es ausmacht, ein Kanadier zu sein.

Aber jetzt habe ich lange genug geschrieben. Zu viel Nabelschau macht einen steifen Hals. Und übrigens, es ist an der Zeit, nach der Post zu schauen! Der echten Post nämlich.

Karen



3. November 2003
Edmonton

Karen,

entschuldige bitte. Ich sitze hier am Computer und muss Dir per E-Mail antworten. Es werden Dich also keine freundlichen Briefumschläge grüßen, wenn Du nächstes Mal Deinen Briefkasten öffnest.

Du hast in Deinem letzten Brief gefragt, ob ich mich ungarisch fühlen würde. Nein, fühle ich mich nicht, aber so wie viele andere Kanadier auch, leide ich zu einem gewissen Grad an kultureller Verwirrung. Wir sind von England nach Kanada im Jahre 1956 emigriert, und ziemlich fix, nämlich fünf Jahre später, war ich Kanadierin. Die britische Empfindsamkeit kommt mir bekannt vor, denn meine Mutter war Engländerin und ich habe dort gelebt, bis ich sechs Jahre alt war, aber natürlich gehöre ich dort nicht hin. Was mein ungarisches Erbe betrifft, so ist es immer noch genauso fremd für mich wie es für mich als Kind war. Ich wusste zwar, dass meine Eltern irgendwie anders als die Eltern meiner Freunde waren, die im protestantischen und von Weißen dominierten, angelsächsisch geprägten Toronto seit Generationen lebten. Dennoch – abgesehen vom dramatischen und fantastischen Leben meines Vaters hatte ich doch nie gehört, dass er oder seine Familie irgendwelchen Verfolgungen ausgesetzt gewesen wären, und ich hatte auch nicht die leiseste Ahnung von einer Verbindung zum Judentum. Mein Vater warf sich in sein nordamerikanisches Leben mit einer solchen Vehemenz, dass gar keine Zeit blieb, auch nur einmal nach hinten zu blinzeln. Die Stille brach wie eine Lawine ein, als er im Alter von 57 Jahren starb. Ich glaube, dass ich seit damals meinen Weg herauszuschaukeln versuche.

Oft habe ich mich gefragt, ob meine kulturelle Verwirrung – und das ist das Kennzeichen jedes Kanadiers und jeder Kanadierin, wenn ich denn je eine gewesen bin – das unbewusste Legat meines Vaters an mich ist.

Ich muss auch zugeben, dass es mir geradezu den Atem verschlug, als ich den Schluss von Hitchens' Geschichte las, wo er sich wundert, dass er sich zeitweise jüdisch »gefühl« hätte auf Grund des jüdischen kollektiven Gedächtnisses – diese Vorstellung kam mir so bekannt vor. Vor Jahren hörte ich eine Dokumentation in CBC über Kinder jüdischer Flüchtlinge aus dem Zweiten Weltkrieg. Alle Personen, die befragt wurden, erzählten, dass sie mit einem Gefühl von unstillbarer Trauer aufgewachsen wären und dieses Gefühl immer noch andauere – und dies unabhängig davon, ob ihre Eltern nun in Konzentrationslagern gewesen waren oder nicht. Ihr Elend entstand gerade dadurch, dass sie ihre überwältigende Traurigkeit nicht an irgendeinem Ereignis oder Umstand in ihrem Leben festmachen konnten. Mir wurde bewusst, dass auch ich zu diesen Personen gehöre.

Es besteht kein Zweifel daran, dass sich mein Vater grundlegend durch die Erfahrung des Krieges und des Exils verändert hatte, doch wie so viele Überlebende des Traumas sprach auch er weder vom einen noch vom anderen. Heute frage ich mich, ob diese grundlegenden, jedoch unreflektierten Auswirkungen, die das erzwungene Exil auf meinen Vater hatte, nicht für meine Schwierigkeiten, irgendeinen Ort als Heimat zu empfinden, verantwortlich ist.

Also, wo gehöre ich nun hin? Natürlich, Kanada ist mir näher als alles andere, und meine Kinder wurden hier geboren. Ja, ich höre die Unsicherheit heraus. Ich glaube, schließlich und endlich bin ich hier daheim.

Juliet

7 Porter, Anna: The Storyteller.
Memoir, Secrets, Magic and Lies.
Toronto, Ontario: Doubleday 2000.

16. November 2003
Delhi, Ontario

Liebe Juliet,

ich schreibe Dir aus meiner Heimatstadt, einem Tabakstädtchen im südlichen Ontario, gerade mal 3000 Kilometer von Edmonton entfernt. Ich war mit meinem Cousin im hiesigen ungarischen Kulturzentrum, dem *Magyar Dohany Haz*, also *Ungarischen Tabakhaus*, mittagesen. Viele Flüchtlinge aus Europa, darunter auch über 6000 Ungarn, zogen nach dem Krieg hierher und gründeten eine Existenz als Tabakanbauer, darunter auch meine Familie. Mein Vater war derjenige, der mit der Pflege der Korrespondenz mit den in Ungarn verbliebenen Verwandten betraut worden war. Meine Großeltern waren zwar keine Analphabeten, aber sie waren Bauern, und es mangelte ihnen an einer weitergehenden Ausbildung und vielleicht auch an einer gewissen ästhetischen Empfindsamkeit, um sich Gedanken über das Briefeschreiben zu machen, zumindest über das Schreiben von Briefen, die über die bloße Vermittlung von Informationen über Geburten und Todesfälle hinausgingen. Somit definiert also – wie alles andere auch – das Briefeschreiben eine gesellschaftliche Klasse. Ich habe zwar einige Erinnerungen an meinen ungarischen Großvater, die geradezu überrealistisch sind – wie er bspw. Paprikaschoten isst, die so scharf sind, dass er in einer Mischung aus Begeisterung und Wahnsinn schreien musste, und wie er einmal von der RCMP durchsucht wurde, weil er Mohn anbaute, aber leider, leider habe ich weder geschriebene noch getippte Briefe von ihm, keine ausgeschmückten Unterschriften, lediglich ein paar Fotografien. In unserer Zeit, in der das Bild das Wort ersetzt, ist das ja auch vielleicht ganz normal.

Und wenn wir schon von Dingen sprechen, die geradezu überrealistisch sind: Danke für *Der Geschichtenerzähler: Gedächtnis, Geheimnisse, Zauber und Lügen*, das Buch von Anna Porter, das du mir geliehen hast.⁷ Es hat mir sehr gut gefallen, zu lesen, wie sie in Ungarn aufgewachsen ist und von ihrem Großvater immer solch wundersame Geschichten über die Mythen der Vorzeiten Ungarns erzählt bekommt. Die Ungarn sind ja groß darin, sich selbst zu mythologisieren – das ist etwas, worin die Kanadier wirklich ganz schwach sind. Im Grunde liest sich das Buch wie eine Liebeserklärung Porters an den Großvater und die eigene Kindheit; als Versuch, nicht nur das eigene Leben zu rekapitulieren, sondern auch als Versuch, die Erinnerungen zu bewahren. Schließlich erzeugen Erinnerungen recht unsichere Darstellungen, unter denen sich die Grundfesten ständig verschieben und verändern.

Im Falle deiner Familienbriefe denke ich, dass es jetzt, wo deine Eltern beide tot sind und die eigenen Kinder erwachsen sind, immer wichtiger für Dich wird, diese Lebensgeschichte zu verstehen. Dennoch werden die Briefe immer nur ein Fragment einer längeren Geschichte bleiben, ein nie enden wollender Diskurs. Im Gegensatz zu diesen Matrjoschka-Püppchen, wo immer eine Puppe in der nächsten steckt, geht es nicht darum, einzelne Bedeutungsschichten abzutragen, sondern vielmehr darum, einer Tapiserie einen weiteren Webstreifen hinzuzufügen.

Das sind aber genug Bilder für heute. Bis bald in Edmonton!

Karen

24. November 2003
Edmonton

Liebe Karen,

ja, du hast Recht. Wir weben immer weiter, während wir graben. Ich will spüren, dass ich Teil einer Geschichte bin, die fortgesetzt wird. Natürlich weiß ich, dass Briefe nur einen flüchtigen Blick auf die ganze Geschichte erlauben. Aber im Falle dieses Briefbündels von meinem Vater wird die Übersetzung doch etwas für mich aufdecken und lösen. Als sie noch nicht übersetzt waren, war der Inhalt noch ein Mysterium. Ich konnte mir darin jede erdenkliche romantische Erzählung vorstellen. Nun, da sie übersetzt sind, bringen sie mich auf den Boden der Tatsachen zurück und erwecken die Bilder aus den alten Fotoalben zu neuem Leben; ich kann die Stimmen meiner Großeltern hören. Für mich stellen die Briefe eine Art Kontext her in einer Welt, die verstreut ist auf Länder und Familien. Die Briefe waren die einzige dinghafte, greifbare Verbindung, an der die Eltern und der Sohn festhalten konnten im Exil, im Krieg und schließlich in seiner Emigration nach Kanada. Jetzt bin ich es, die sich an den Briefen festhält. Auch wenn ich nie ein Wort von ihnen verstehen sollte, so stellen sie doch für mich die greifbare Tatsache dar, dass hier einmal eine Familie war – meine Familie – und dass diese sich umeinander so sehr sorgte, dass sie einander immer und immer wieder schrieben. Im Grunde geht es hier um nichts anderes als Transsubstantiation.

Wenn diese Hunderte von Briefen einmal übersetzt sind, habe ich vielleicht einige Geschichten, die ich an meine Kinder weitergeben kann, oder vielleicht mache ich mich wie Anna Porter daran, ein Netz von zauberhaften Erzählungen und Familiengeschichten zu weben.

Und neben den Briefen habe ich ja schließlich auch noch die Mappe. Noch immer höre ich meine Mutter sagen: »Euer Großvater hat deshalb den Krieg überlebt, weil er halb Budapest gebaut hat, wisst ihr! Er war einfach viel zu wichtig, als dass man ihn hätte verschwinden lassen können.« Mythos oder Wahrheit? Aus den Briefen geht das jedenfalls nicht hervor. Aber sie verfestigen immerhin die Überbleibsel, an denen man weiterweben kann.

Und jetzt, liebe Karen, musst Du mir helfen. Was sollen wir mit diesen Briefen tun, wenn Szidonia und Gabor mit deren Entzifferung ungefähr ein Jahr verbracht haben werden? Sollen wir sie in einen Tresor legen, um sie sicher aufzubewahren? Sollen wir sie einem Museum schenken? Oder die Tinte langsam verblassen und das Papier sich langsam zersetzen lassen, bis nichts mehr übrig ist? Oder soll ich damit die Wände tapezieren?

Ich erwarte Deine Antwort – per Post natürlich.

Juliet

Deutsch von Annette Höslinger-Finck

Juliet Kershaw, B.A. der York University, Toronto. Schriftstellerin und Redakteurin in Edmonton, Alberta mit über 15jähriger Erfahrung im Kommunikationsbereich, u.a. im Kunstmarketing. Entwickelt und verfasst für Kunden im öffentlichen und privaten Bereich Informations- und Werbematerial und arbeitet nebenbei als Journalistin.
Kontakt: juliet@paprika.ca

Karen Virag, Studienabschlüsse der Universitäten Toronto und Alberta, Kanada. Arbeitet als Schriftstellerin und Redakteurin in Edmonton, Alberta. Ihre Veröffentlichungen reichen von Ungarischer Küche über BSE bis zum Kino am Balkan. Virag zieht für ihren Austausch mit Freunden Briefe dem E-Mailverkehr vor.
Kontakt: kvirag@teachers.ab.ca